

Weiter durchs ungezähmte Baskenland (15.6. - 18.6.2019)

Die dritte Etappe führte mich von Urnieta in das wunderschöne Städtchen Tolosa. Dort fand, wie herrlich, ein Apfelweinfest statt! Unter den Arkaden rund um den Marktplatz hatten etwa zwei Dutzend Keltereien ihre Stände aufgebaut und boten ihren vergorenen Saft zum Verkosten an. Dafür musste man für zwei Euro ein Glas kaufen und brauchte nunmehr nur noch zu den Ständen gehen, es auf den Tisch stellen, worauf hin in weitem Bogen der Cidre eingegossen wurde. Als Liebhaber von selbst gekelertem Apfelwein muss ich allerdings erwähnen, dass der Cidre der verschiedenen Erzeuger sich geschmacklich nicht sonderlich unterschied. Ich kann das beurteilen, denn ich habe sie fast alle durch probiert. Was sich am nächsten Tag rächte, denn Wandern und Alkohol sind keine Freunde. Zwar findet man immer wieder auf dem Jakobsweg Sprüche an Schilder gekritzelt, die behaupten: ‚No vino no camino‘, aber ich kann dies nicht teilen. Ich habe mich mit Alkohol auf dieser Pilgerreise sehr zurück gehalten, und das hat mir ausgesprochen gut getan.

Der Weg entlang des Flusses Oria entbehrt jeder Romantik. Denn er führt über fünfzig Kilometer von einem Industriegebiet in die nächste Stadt ins nächste Industriegebiet. Man läuft ständig auf Asphalt und oft entlang der Autobahn. Das mag einer der Gründe sein, warum diese Route des Jakobsweges so unbekannt ist. Dennoch hat mich diese Region sehr beeindruckt, denn hier erhält man einen Einblick in das Leben der Basken, in ihre soziale und politische Situation fernab jeglicher touristischer Spuren. Man begegnet, wie im ganzen Baskenland, freundlichen, aufgeschlossenen und hilfsbereiten Menschen. Und erst die Tapas, die hier Pintxos heißen! Zauberhafte Kreationen in phantasievoller Gestaltung, überall anders und immer frisch zubereitet.

Allerdings muss ich hinzu fügen, dass mich eines dieser Delikatessen einen Schneidezahn gekostet hat. Nachdem ich mich die ersten beiden Tagen durch die anstrengende bergige Landschaft gekämpft hatte, wollte ich mich von der Kruste eines Brötchens, unter der sich gegrillte Scampies versteckten, nicht besiegen lassen und biss ungeduldig zu. Ein ganz und gar unschönes Geräusch,



Pintxos in einer Dorfkneipe bei Urnieta

das mir durch Mark und Bein ging, lies ich erschrocken inne halten. Nach vorsichtigem Ertasten musste ich entsetzt feststellen, dass mein rechter vorderer Schneidezahn komplett durch gebrochen war und nur noch lose im Kiefer steckte. Ich war zu tiefst verunsichert und fürchtete schon, dass ich meine Reise, kaum dass ich sie begonnen hatte, würde abbrechen müssen. Zum Glück hatte ich keinerlei Schmerzen. So beschloss ich, trotzdem weiter zu

laufen und zu sehen, wie sich diese Situation weiter entwickeln würde. Im Laufe der nächsten Tage sollte er sich schließlich ganz lösen und eine wilde Zahnücke hinterlassen.

Es gehörte zu meinen interessantesten Erfahrungen, wie ich selbst und die Menschen, denen ich begegnete und häufig freundlich zulächelte, auf diese Zahnücke reagierten. Man muss sich vorstellen, dass ich verschwitzte und flatternde Pilgerkleidung trug, eine dunkle indische Hose, ein durch das tägliche Waschen und Auswringen allmählich löchrig werdendes T-Shirt, einen großen Rucksack schulterte und zudem mit einem mächtigen Buchenstock in der Hand, der mein Haupt überragte, durch die Straßen zog, wobei mein Stock ungewohnte, klopfende Rhythmen spielte, die in den Gassen wider hallten. Ich bot ein Bild, das sich nicht so einfach in bestehende Interpretationsmuster einordnen lässt, eine perfekte Projektionsfläche für die wildesten Phantasien und Ängste. Zum Glück ließen sich viele Menschen nicht davon abhalten, mit mir zu reden und konnten einen freundlichen Menschen hinter dieser Kleidung entdecken.

Ab Segura ändert sich die Landschaft, man verlässt das Flusstal, und in der Ferne locken bereits die Bergrücken des Aizkorri-Gebirges. Meine Routenbeschreibung aus dem Internet verzeichnete in Segura eine kirchliche Pilgerherberge, die es tatsächlich gab. Ein großer Tagungskomplex in barockem Stil. Ich klingelte, sah Autos parken und Licht, lächelte glattrasiert und freundlich in meinen durchschwitzten Klamotten in die Kamera, aber niemand öffnete. So musste ich für viel Geld in einem Hotel übernachten. Dafür hatte ich aus meinem Fenster den Blick auf die Gebirgskette, deren Gipfel bis über 1500 Meter reichen. Mein Pass lag ‚nur‘ auf einer Höhe von etwa 1000 Metern, das bedeutete, dass ich am nächsten Tag etwa 600 Meter hinauf zu steigen hatte. Aber ach! Am nächsten Morgen verhüllte dichter Nebel die Berge, und ich fürchtete, dass ich die Wegmarkierungen durchs Gebirge nicht finden würde. Aber unverdrossen setzte ich meinen Rucksack auf und lief los mit der Idee, erst einmal in dem letzten Städtchen vor dem Anstieg, in Zegama, in Ruhe zu frühstücken und dann der Dinge zu harren, die dann kommen würden. Und siehe da, kaum hatte ich eineinhalb Stunden später Zegama erreicht, löste sich der Nebel auf, und die Sonne beschien die Hänge. Acht Kilometer lang führte ein teils schmaler Pfad, teils ein asphaltierter, für Autos gängiger Weg durch Weiden, über klare Gebirgsbäche und an Palmen entlang. Kein Wölkchen war am Himmel, was allerdings auch bedeutete: kein Schatten lag auf den meisten Abschnitten des Wegs. Über mir zogen Adler ihre Kreise, und ich schwitzte den Berg mit meinen fünfzehn Kilo Gepäck hinauf. Wie gut tat da das klare Wasser einer Gebirgsquelle, die eingefasst zum Rasten einlud. Es war Montag, und ich hatte auf dem ganzen Weg noch keinen einzigen Pilger gesehen. Das sollte sich bis Burgos auch nicht ändern. Ein Blick in die Herbergsverzeichnisse auf der Via de Bayona verriet mir, dass durchschnittlich ein mal pro Woche ein oder mehrere Pilger in den Herbergen um Quartier nachsuchten, alles Menschen zwischen fünfzig und siebzig Jahre alt. Das änderte sich erst auf dem Camino Frances.